

David, Zdeněk V.: Realism, Tolerance and Liberalism in the Czech National Awakening. Legacies of the Bohemian Reformation.

Woodrow Wilson Center Press/Johns Hopkins University Press, Baltimore 2010, 479 S., ISBN 978-0-8018-9546-3.

Zdeněk Davids großes Werk, das Resultat vieler Jahrzehnte intellektueller Arbeit, lässt sich nicht einfach auf einen Nenner bringen: Es handelt sich um eine Geschichte des philosophischen Denkens in Böhmen, die ganze Jahrhunderte in den Blick nimmt, und zugleich um einen Essay über das Verhältnis zwischen der böhmischen Reformation und der tschechischen politischen Kultur des 19. Jahrhunderts. Dazu kommen bemerkenswerte (philosophische) Spekulationen über die Frage, ob die nationale Entwicklung, die im Geiste Tomáš Garrigue Masaryks als metahistorisches Geschehen aufgefasst wird, kontinuierlich ablief oder unterbrochen wurde. David spricht in diesem Zusammenhang nicht von Humanität, sondern „nur“ von Toleranz, die aus dem gemäßigten (böhmischen) Utraquismus geboren worden sei. Damit setzt er im Grunde genommen die altbekannte Diskussion zwischen Masaryk und Josef Pekař über den „Sinn der tschechischen Geschichte“ fort, nur dass er sich auf anderen theoretisch-philosophischen Grundlagen bewegt als diese und seine Thesen mit Zitaten von Zeitgenossen und Verweisen auf wissenschaftliche Autoritäten unserer Tage untermauert.

David versucht die hundert Jahre alten apodiktischen Urteile der einstigen Gegner nicht nur post mortem zu entschärfen, sondern auch auf eine verständlichere Ebene zu überführen, auf der sich diese Konflikte einfacher lösen lassen. Damit steht sein Werk in der gegenwärtigen tschechischen Philosophie, Soziologie und Historiografie, in der diese intellektuelle Spur als abgeschlossene Geschichte gilt,¹ weitgehend allein. Das ist insofern nicht erstaunlich, als David seit mehr als 60 Jahren in den USA und damit in einem gänzlich anderen Umfeld lebt, vielleicht auch in einer gewissen intellektuellen Vereinsamung. Aus Prager Sicht erscheint sein Projekt als Sackgasse, was nicht ganz gerecht sein mag, und so wird es in Davids alter Heimat keine Fortsetzung, ja vielleicht nicht einmal eine angemessene Würdigung erfahren.²

Das zentrale Thema dieses Buches ist die Suche nach der intellektuellen Verbindungslinie zwischen der böhmischen Reformation und der österreichisch-böhmischen katholischen Aufklärung Ende des 18. Jahrhunderts. Zugleich wirft es anspruchsvolle philosophisch-historische Fragen auf, die stets umstritten sein werden, wie die nach dem Grund für den Widerstand des österreichischen universitären Milieus gegen die Rezeption der klassischen deutschen Philosophie oder für die

¹ *Havelka, Miloš* (Hg.): *Spor o smysl českých dějin 1895-1938* [Der Streit um den Sinn der tschechischen Geschichte 1895-1938]. Praha 1995. – *Ders.*: *Max Weber a počátky sociologie náboženství. Úvodní studie* [Max Weber und die Anfänge der Religionssoziologie. Einleitende Studie]. In: *Weber, Max: Sociologie náboženství* [Religionssoziologie]. Praha 1998, 8-120. – *Havelka, Miloš*: *Dějiny a smysl. Akcenty a posuny české otázky 1895-1989* [Geschichte und Sinn. Akzente und Verschiebungen der tschechischen Frage 1895-1989]. Praha 2002.

² Vgl. den Schluss der Rezension von Jiří Kořalka auf H-Soz-u-Kult, www.hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2011-3 (12.9.2011, letzter Zugriff 09.10.2013).

Ablehnung und das Unverständnis, die das tschechische patriotische Milieu Meisterwerken der Romantik wie Máchas „Máj“ entgegenbrachte.³

David's Hauptthese lautet, dass in der tschechischen Geschichte kontinuierlich intellektuelle Transfers stattfanden. Der verborgene Sinn dieser Geschichte sei – anders als Masaryk behauptete –, keineswegs in den rigiden Ideen der Brüderunität zu suchen, sondern in der mittleren Strömung der böhmischen Reformation, also im Utraquismus. Die Aufklärung habe dessen Devisen erneut entdeckt, rehabilitiert und verbal auch wiederbelebt und in die moderne Zeit übertragen. Denken wir David weiter, ist klar, dass er eine Sicht auf den Begriff Nation, wie sie beispielsweise Ernest Gellner oder Eric J. Hobsbawm einnehmen, grundsätzlich ablehnt. Für ihn ist die Nation eben kein intellektuelles Konstrukt des vorvergangenen Jahrhunderts, sondern ein nachgerade lebendiges Wesen, das dank der Tätigkeit seiner intellektuellen Eliten beziehungsweise durch Übertragung von Texten aus der Vergangenheit in die Gegenwart eine neue Qualität annimmt. Daher sieht er die sogenannte nationale Wiedergeburt als „Reinkarnation des Goldenen Zeitalters“ Böhmens im 16. Jahrhundert.⁴ Diesen Zugang hat er selbst einmal als „metaphysisch agnostisch und ontologisch nominalistisch“ bezeichnet.⁵ Seinem Verständnis zufolge bildete die Gegenreformation einen Einschnitt, der das Streben der intellektuellen Elite nach Erzielung allgemein gültiger liberaler Werte und Institutionen gewaltsam unterbrach, eines Weges, den die Intellektuellen der Aufklärung bewusst und auch unbewusst erneut geöffnet hatten.

Das grundsätzliche Problem dieser These liegt in ihrer Begründung: Wie können die Mechanismen dieser Übertragung kultureller und politischer Werte identifiziert werden? Die Lösung, die David mit der Analyse der Neudrucke der grundlegenden Schriften aus dem 16. Jahrhundert, der Reproduktionen dieser Texte in Universitätslehrbüchern, der Verherrlichung der böhmischen Reformation durch die kritische Geschichtsschreibung und die schöne Literatur anbietet, erscheint analytisch allzu traditionell und wenig befriedigend. Schließlich wirkten auch das wachsende allgemeine Bildungsniveau und die Senkung der Preise für den Buchdruck in diese Richtung. Doch hier kommt David die anregende Theorie des britischen Philosophen Collingwood zur Hilfe: Im sogenannten „re-enactment“, also im erneuten Abspielen oder der Wiederaufnahme vergangener Denkmodelle bei der Lektüre von Texten aus der fernen Vergangenheit beginne der Leser genau auf die Weise zu denken, wie es der Autor intendiert hatte, womit intellektuelle Vergangenheit zu etwas werde, das Zeitgenossen nachvollziehen und vollenden könnten. Ideen der Vergangenheit würden damit in der Gegenwart neues Leben gewinnen.⁶ Im tschechischen Fall hieße das, dass sich in den Köpfen der Aufklärer und sogenannten

³ David, Zdeněk V.: Karel Mácha's Philosophical Challenge to the Catholic Enlightenment in Bohemia. In: Sborník Národního muzea v Praze, řada C. Literární historie 56 (2011) H. 1-2, 3-14.

⁴ Ders.: Národní obrození jako převtělení Zlatého věku [Die nationale Wiedergeburt als Reinkarnation des Goldenen Zeitalters]. In: Český časopis historický 99 (2001) H. 3, 486-518.

⁵ *Ebenda* 487.

⁶ Collingwood, Robin George: *The Idea of History*. Oxford 1993.

Erwecker des 19. Jahrhunderts ältere Ideen und Wertsysteme erneut festsetzen, wobei es bemerkenswert ist, dass sich gerade (und nur) katholische Gelehrte (zum Beispiel Kaspar Royko, Augustin Zitte und Josef Dobrovský) für die „Reinkarnation“ des Goldenen Zeitalters der tschechischen Literatur und die Rehabilitierung des geistigen Utraquismus begeisterten.

David bezeichnet diese Gedankentransfers nicht als „Tradition“, sondern als „legacies“, womit er andeutet, dass er sie als unzerstörbares geistiges Erbe versteht, das eine „Auferstehung“ im Denken des Lesers erfährt. In diesem Sinne handelt es sich tatsächlich um eine Wiedergeburt oder Neugeburt (Jakub Malý) alter geistiger Botschaften und um eine Art neu erklärter Wiederkehr der Terminologie der „Ideologen“ der tschechischen nationalen Wiedergeburt, welche seinerzeit natürlich eine „Katechisierung“ durchlaufen haben, die stets den Gekreuzigten mit dem Auferstandenen verband und die Auferstehung zum größten Ereignis erklärte.

Das zweite Ziel dieses Buches besteht darin, zwei bedeutende geistige Entwicklungen freizulegen, die die intellektuelle Gestalt Mitteleuropas seit dem 19. Jahrhundert in entscheidender Weise geprägt haben: zum einen eine empiristische Strömung, die in der Regel als „österreichische Tradition“ bezeichnet wird, zum anderen eine Strömung, die zum metaphysischen Nachdenken neigte, die sogenannte „deutsche Tradition“. Dieser etwas schematischen Auffassung zufolge teilte sich – hier steht David mit seiner Sicht nicht allein – die Philosophie nach Kant im deutschsprachigen Raum in zwei unterschiedliche Richtungen. Die eine geistige Linie führte von Kant, Fichte, Hegel und Schelling zu Heidegger, Adorno und Bloch, die andere von Bolzano, Mach und Meinong zu Wittgenstein, Neurath und Popper. Hier wird Bernard Bolzano, dessen Bildnis auch den Buchumschlag zielt, zur tragenden Figur in Davids „Erzählung“, wobei jedoch nicht Bolzanos „Philosophie“ Thema ist, sondern dessen intellektuelle Ausstrahlung und vor allem sein „Kampf“ gegen Kant, Fichte und Schelling sowie die Gründe für seine Übereinstimmung mit Herbart und Exner. Der böhmisch-österreichische Antihegelianismus wird eher positiv bewertet, als eine autonome Erscheinung, die aus anderen Wurzeln als der deutsche spekulative Idealismus hervorging. David führt die ganze Konstruktion dann zu einem interessanten Schluss, nämlich zu der These, dass auch Masaryk fest auf dem Boden der österreichischen philosophischen Tradition stand. Seine philosophischen Ansichten hatten zwar nur ganz am Rande Berührungspunkte zu Bolzano, doch waren Masaryks Lehrer (vor allem Franz Brentano) in erheblichem Maße durch das philosophische Werk und das pädagogische Wirken Bernard Bolzanos geprägt worden.

Man kann Davids Buch natürlich als belesen, gelehrt, geistreich, resümierend und gründlich charakterisieren, wie das bereits andere Rezensenten getan haben. Auch auf die Bedeutung des Anmerkungsapparats sollte verwiesen werden, der gleichberechtigt neben dem Text steht und so manches heuristische Geheimnis in sich birgt, das unserem Internetzeitalter für immer entgehen wird.

Ich vermute, dass sich Davids philosophisch-historische Deduktionen in einer Art unvollendeter dialektischer Dreifaltigkeit abspielen, indem sie konsequent nur „These“ und „Antithese“ ausführen und die abschließende „Synthese“ durch die oben erwähnten „legacies“ ersetzen. Als wollte Zdeněk David auch von der forma-

len Seite her den zweiten Sinn seines Buches erfüllen, das eben keine idealistischen Spekulationen betreibt und dadurch für den Mitteleuropäer genauso verständlich ist wie einst für die Zeitgenossen des Vormärz der praktische „ontische, epistemologische“ und realistische Herbartianismus und Bolzanos Lebensethik und logischer Realismus. Dadurch wird David selbst zu einem Gesandten der von ihm so genannten „global legacy of Bohemian Anti-Hegelianism“, auch mit Blick auf Masaryks Suche nach dem Sinn der Geschichte.

nimmt inhaltlich auf die ergänzten Erzählstränge der Neuauflage aber ebenfalls keinen Bezug. Dass die Geburtsstadt Redlichs mal Mähren, mal der Slowakei zugeordnet wird (Bd. 1, S. IX), zeugt unfreiwillig davon, wie verschwommen die topografisch-politischen Grenzlinien der Habsburgermonarchie mittlerweile im Bewusstsein sind. Redlichs Bezüge zum Slowakischen markieren vor allem eine sprachliche Affinität. Dieses ist für Redlich „die Sprache der ersten Kindheit“, von der er später, nunmehr von der mährischen Mehrsprachigkeit ins vom Deutschen dominierte Wien gewechselt, wehmütig bemerkt, diese „hätte man mich nicht vergessen lassen sollen“ (Bd. 1, S. 114).

Die Perspektive der Tagebücher, Erinnerungen und Aufzeichnungen folgt Redlichs doppelter Laufbahn als Wissenschaftler und Politiker. Nach einem Studium der Rechtswissenschaften in Wien, Leipzig und Tübingen sowie Studienaufenthalten in England strebte Redlich zunächst eine akademische Karriere an. Inspiriert durch die Werke des preußischen Staatsrechtlers Rudolf von Gneist begann Redlichs Beschäftigung mit der englischen Selbstverwaltung. In methodisch scharfer Abgrenzung zu Gneist und zur Rechtswissenschaft seiner Zeit, insbesondere zur deutschen Philosophie, welche laut Redlich immer alles auf ein theoretisches Prinzip und einen Grundsatz zurückführen wolle, schrieb Redlich seine Studie über die „Englische Lokalverwaltung“ aus der Perspektive der Verwaltungswirklichkeit. Dieses Werk diente Redlich als Ausgangspunkt seiner zahlreichen Reformideen für die Verwaltung und Länderautonomie im Habsburgerreich. Für den „Verein für Socialpolitik“ verfasste er ein Buch zum österreichischen Kommunalrecht, es folgte die thematisch verwandte Schrift über das „Wesen der österreichischen Kommunalverfassung“. Dennoch war es bereits Redlichs Erstlingswerk über die englische Lokalverwaltung, das ihn international berühmt machte. Es wurde in rascher Folge ins Englische, Französische und Russische übersetzt und breit rezipiert. In Großbritannien gilt es bis heute als Klassiker.

Doch in Wien blieb Redlich die akademische Anerkennung verwehrt. Seine Bemühungen um eine Professur an der dortigen Universität scheiterten. Edmund Bernatzik empfahl ihm, nach Deutschland „hinauszustreben“ (Bd. 1, S. 122). Redlich steht damit in einer Reihe mit anderen international renommierten Juristen jüdischer Herkunft wie Georg Jellinek, die an der Wiener Universität gar nicht oder erst mit Verzögerungen reüssieren konnten.

Auch wenn Redlich durch familiären Besitz materiell abgesichert war, empfand er das Fehlen einer akademischen Anstellung als erhebliche Belastung. Das Bedürfnis, öffentlich zu wirken und etwas zu bewirken, ließ ihn schließlich die politische Laufbahn einschlagen (Bd. 1, S. 183). Ab 1905 Abgeordneter des mährischen Landtags, ab 1907 auch des Reichsrats, avancierte Redlich zum anerkannten Fachmann für Fragen der Verwaltungs- und Finanzreform der westlichen Reichshälfte. Er nahm an den Ausgleichsverhandlungen zwischen Österreich und Ungarn teil und stieg über diese Tätigkeit allmählich zum informellen außenpolitischen Berater am Ballhausplatz auf. Dem politischen Ruhm folgte die ersehnte akademische Anerkennung. 1909 wurde Redlich ordentlicher Professor an der Technischen Hochschule Wien, im Jahr 1915 an der Universität Wien.

Die Doppelgleisigkeit von Wissenschaft und Politik blieb prägend für ihn und der

Eintritt in die Politik hatte seinen Wahrnehmungskreis erweitert. Er unternahm teils private, teils von der Regierung beauftragte politische Reisen in das annektierte Bosnien, nach Serbien und nach Preußen und schrieb seine Erlebnisse im Tagebuch nieder. In Fragen des Ausgleichs mit Böhmen konsultierte man ihn ständig. Parallel dazu weilte er zu Vorlesungsreisen und mehrmonatigen wissenschaftlichen Gastaufenthalten in den USA, zumeist an der Harvard University.

Unter dem Eindruck des Ersten Weltkrieges wurde aus dem Vertreter eines stärker zentralisierten Reichs mit Länderautonomie ein Föderalist, aus dem Hurra-Patrioten ein Pazifist, der sich durch seine Friedenspolitik – aber auch durch seine neutrale Haltung im Hochverratsprozess gegen Karel Kramář Ende 1916 – den deutschnationalen Kreisen entfremdete. Kurzzeitig Finanzminister, nach Gründung der Republik Österreich aber politisch ins Abseits gestellt, verfasste Redlich noch zwei umfangreiche Bände über „Das österreichische Staats- und Reichsproblem“, bereits in Amerika für die Carnegie Foundation das Werk „Österreichische Regierung und Verwaltung im Weltkriege“ und eine Biografie Kaiser Franz Josephs. Ab 1926 lehrte Redlich vergleichendes Recht in Harvard und leitete das gleichnamige, neu gegründete Institut. Seine tiefe Verwurzelung in „Kakanien“ ließ ihn trotz des Erfolgs einsam bleiben. Österreich und vor allem Wien wurden zu einem Sehnsuchtsort, zu seiner „Vineta“ (Bd. 1, S. 3).

Neben den politischen Zeitläuften und dem lebendigen Bild vom gesellschaftlichen und kulturellen Leben Wiens, die hier aufscheinen, sind Redlichs Tagebücher auch als religionshistorisches Dokument interessant. Nach eigenen Worten aus einer „privilegierten“ Familie der Judengemeinde“ (Bd.1, S.7) kommend, war er 1903 zum Protestantismus übergetreten. In seinen Aufzeichnungen dieser Zeit findet sich darüber kein Wort. Redlich betonte immer wieder, seine „religiösen Empfindungen [seien] zweifellos schwach“ (Bd. 1, S. 23). Intellektuell setzte er sich allerdings Zeit seines Lebens intensiv und mitunter sehr polemisch mit Religion und Religiosität auseinander. Diese Teile seiner Aufzeichnungen sind auch deshalb aufschlussreich, weil er zeitgenössischen Zionisten als „Luegers Hofjude“ galt und noch kürzlich von dem Historiker Hans Peter Hye mit dem Etikett des „jüdischen Antisemiten“ belegt wurde.¹

Tatsächlich ist die Bewunderung Redlichs für den Wiener christlichsozialen, offen antisemitischen Bürgermeister Lueger frappierend (siehe Bd. 1, S. 348). Die in der Neuauflage erschienene Erstveröffentlichung der in Harvard niedergeschriebenen Erinnerungen „Aus dem alten Österreich“ gestattet auf diesen Charakterzug Redlichs allerdings einen differenzierenden Blick und zeigt, dass die Rede vom jüdischen Antisemiten zu kurz greift. Redlich vollzieht in seinen Erinnerungen nach, wie seine religiöse Einstellung vom Rationalismus und der Freisinnigkeit seiner Mutter beeinflusst wurde. Diese lehnte die jüdischen Speisegesetze ab, feierte die jüdischen Feste nicht und ging nur Redlichs Vater zuliebe einige Male in die Synagoge (Bd. 1,

¹ Hye, Hans Peter: „... Ich muss diesen Trotteln einmal die Wahrheit sagen“. Politik, Kultur und Gesellschaft in den Augen des (alt-)österreichischen Abgeordneten und Historikers Josef Redlich, <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/HHye1.pdf>, S. 3 (letzter Zugriff 30.04.2013).

S. 24 f.). Die jüdische Lebenswelt seines Großvaters hatte auf Redlich einen altertümlichen Eindruck gemacht und auch für den Katholizismus konnte Redlich kein Verständnis entwickeln. Als „modern“ schätzte er allein den Protestantismus. Der katholische Gottesdienst erweckte in ihm ein „merkwürdiges Gefühl des Unheimlichen“, künstlerische martyrologische Darstellungen hatten für ihn etwas „Fremdartig-Grausiges“ (Bd. 1, S. 24). Noch Jahre später, als 1912 in Wien mit Massenveranstaltungen der Eucharistische Kongress gefeiert wurde, war Redlich vom Mystizismus im Katholizismus seiner Zeitgenossen schockiert (Bd. 1, S. 467 und 469).

Ganz offensichtlich war Redlich in antisemitischen Stereotypen gefangen. Seine politische Annäherung an das Lager der Christsozialen im Reichsrat bezeichnete er als Abrücken vom „Juden-Liberalismus‘ à la Hock und Sozialdemokraten“ (Bd. 1, S. 194). Von Journalisten der Boulevardpresse sprach er als von „schäbigen Individuen [...], die aus den mährischen und galizischen Ghettos nach Wien gekommen sind“ (Bd. 1, S. 348). In seiner Abneigung gegenüber Fachkollegen bediente er sich bei deren Charakterisierung antisemitischer Stereotype (Bd. 1, S. 148 f.). So konstatierte er etwa aus Anlass des Todes (sic) von Georg Jellinek, der ebenso wie er selbst zum Protestantismus konvertiert war, die Wurzellosigkeit des jüdischen Charakters: „Sein ganzes Wesen – durchtränkt von den Erbeigenschaften des Talmudistensohnes und -enkels – ermangelte der Bodenständigkeit, der festen Begrenztheit“ (Bd. 1, S. 346). Diese Passagen sind ohne Zweifel abstoßend. Doch finden sich auch mehrere Tagebuchstellen, die davon zeugen, dass Redlich aufmerksam und positiv registrierte, wenn Juden in der Politik einmal nicht benachteiligt wurden, so etwa 1914: „Am Tische neben uns die ungarischen Minister [...]: drei Juden! Man begreift den magyarischen Patriotismus der Budapester Juden“ (Bd. 1, S. 669). Den Antisemitismus der Deutschradikalen verurteilte er als „Konkurrenzneid der unfähigen österreichischen Beamtenschaft“ (Bd. 1, S. 362). Auf die Nachricht von Pogromen im Russländischen Reich im Jahr 1905 reagierte er mit Abscheu, die Stelle gehört zu den emotionalsten überhaupt:

Revolution in Russland: entsetzlich [...]! Und erst die Judenmorde, die Plünderungen der Judenhäuser, die Schändungen der Jüdinnen, das Zu-Tode-Martern der Judenkinder! Es ist grauenhaft! Keines von diesen „christlichen“ Völkern kann ohne Judenmord zu einer höheren Stufe gelangen: und was die Deutschen im 13. Jahrhundert getan, das tun die Klein- und Großrussen im 20. Jahrhundert. (Bd. 1, S. 169)

Allerdings, „Juden“ blieben für Redlich immer die anderen. Dass sein lange Zeit vergebliches Warten auf ein Ministeramt mit seiner abgelegten Konfession zu tun gehabt haben könnte, wollte er sich nicht so recht eingestehen (Bd. 2, S. 277).

Das Jahr 1933 markierte auch für Redlich eine schmerzliche Wende. Aus der beobachtenden Distanz von Harvard schrieb er an seine Jugendfreundin,

[...] die große Mehrheit der deutschen Männer und Frauen [hat] sich einem Wahnsinnigen in die Hände gegeben [...], der jetzt einen Hakenkreuz-Feldzug gegen die Juden führt: Ich fürchte, es ahnen wenige, welche entsetzlichen Ereignisse schon die nächsten Tage und Wochen bringen werden. (Bd. 2, S. 677)

Redlichs Sohn musste als Komponist seine Wirkungsstätte Berlin kurz darauf verlassen. Redlich selbst erlebte in Wien vor seinem Tod noch den „Anschluss“ Öster-

reichs an das Dritte Reich. Damit ist Redlichs „Autobiographie“ nicht nur ein wichtiges Zeitzeugnis für das letzte Jahrzehnt der Habsburgermonarchie, sondern auch – allerdings im Widerspruch zu Redlichs eigener Wahrnehmung – ein wichtiges Zeugnis für das Schicksal eines Politikers und Juristen jüdischer Herkunft.

München

Jana Osterkamp

Hanisch, Ernst: Der große Illusionist. Otto Bauer (1881-1938).

Böhlau, Wien, Köln, Weimar 2011, 478 S., ISBN 978-3-205-78601-6.

Otto Bauer. Was bleibt, ist sein Werk, die scharfsinnige Analyse der Gesellschaft seiner Zeit, der Intellektuelle als Person, ein Kraftwerk intellektueller Energien, die den provinziellen Horizont der meisten österreichischen Politiker weit überstiegen. Aus meiner Sicht – der größte Politiker-Intellektuelle in Österreich im 20. Jahrhundert. (S. 12)

Mit dieser Verneigung vor einem der führenden Sozialdemokraten der Habsburgermonarchie und wichtigen Politiker der ersten österreichischen Republik drückt Ernst Hanisch in der Einleitung seine Faszination für Otto Bauer aus, die ihn zu seiner Biografie motivierte. Abgesehen von einigen neueren Sammelbänden liegt zum ersten Mal eine wissenschaftliche Biografie zu Otto Bauer vor.

Bauer gehört zu den großen sozialdemokratischen Intellektuellen. Als Sohn eines Textilfabrikanten in Reichenberg und Meran aufgewachsen, studierte er Nationalökonomie und Rechtswissenschaften in Wien. Er diente im Ersten Weltkrieg und erlebte in Kriegsgefangenschaft in Russland die Revolution von 1917 mit. Einerseits politischer Vermittler, schärfte er noch in der Habsburgermonarchie das Konzept des Austromarxismus und suchte nach Lösungsmodellen für den Nationalitätenkonflikt. Andererseits politischer Polarisierer, vertiefte er mit einem subtilen Deutschnationalismus nationale Trennlinien innerhalb der österreichischen Sozialdemokratie, durch parteipolitisches Taktieren nach 1918 auch politische Trennlinien in der demokratischen Parteienlandschaft insgesamt. In der ersten österreichischen Republik zunächst Staatssekretär im Außenministerium, war er bald der international und national omnipräsente Oppositionspolitiker der Sozialdemokraten. Seit 1934 im Exil zunächst in Prag und Brünn, verstarb Bauer 1938 in Paris.

Hanisch zeichnet die privaten und politischen Lebensstationen Bauers mit neuem Quellenmaterial gekonnt und gut lesbar nach. Dabei postuliert er für Bauer eine Hierarchie von sich überlagernden Identitätsschichten:

An erster Stelle stand sein Selbstverständnis als internationaler Sozialdemokrat, der sich jedoch national als Deutscher in Österreich begriff. Erst an dritter Stelle stand seine jüdische Identität. (S. 56)

Diese Fluchtpunkte von Bauers Identität – Sozialismus, Deutschnationalismus und Judentum – sind zugleich die Bezugspunkte von Hanischs Hauptthesen.

Die Darstellung von Bauers erster, sozialdemokratischer „Identität“ macht den größten Teil des Buches aus. Für die gemeinsam mit Karl Renner erarbeiteten theoretischen Grundlagen des Austromarxismus und später des sogenannten Integralen Sozialismus genoss Bauer unter den Zeitgenossen internationale Anerkennung. Die Konfrontation mit dem Nationalitätenproblem in der Habsburgermonarchie inspi-

rierte die Sozialdemokratie und insbesondere Bauer zu innovativen Konzepten. Dazu gehörte die Idee der Personalautonomie, d.h. von einer kulturellen Autonomie national-ethnisch definierter personeller Verbände, die sich jenseits des im Nationalitätenstreit üblichen territorialen Denkens bewegte. Solche Ideen sind nicht nur historisch faszinierend, sondern haben bis in die Gegenwart immer wieder eine politikwissenschaftliche Renaissance erlebt – zuletzt in den multiethnischen bzw. multinationalen Gesellschaften Kanadas oder Belgiens in der Debatte um „non-territorial autonomy“. Diese internationale Dimension von Bauers Denken bleibt in Hanischs Buch blass und scheint allenfalls in wenigen Zeilen auf (S. 97, 181). Das liegt zu einem großen Teil an seiner These, Bauers Sozialismus sei eine Illusion gewesen, die Hanisch als Ausdruck der persönlichen Sehnsucht nach kollektiven Bindungen deutet (S. 107). Dabei habe der Glaube an den Sozialismus durch den Glauben an die Wissenschaft, im Fall des Austromarxismus insbesondere durch eine Verwissenschaftlichung des Sozialen, den Charakter einer politischen Religion gewonnen. Dennoch sei es nach 1918 weder Bauer noch anderen Sozialdemokraten gelungen, aus diesem Glauben für die demokratische Republik eine „neue Sakralität“ oder einen „Transfer des Sakralen“ zu stiften (S. 144, 146).

Hier formuliert der Biograf einen allzu hohen Anspruch an seinen Protagonisten, an dem dieser zwangsläufig scheitern muss. Überhaupt sind aufgrund von Hanischs Perspektivierung das Denken und die Politik Bauers zum Scheitern prädestiniert. So habe schließlich der Zusammenbruch des Staatssozialismus nach 1989 das gesamte sozialistische Projekt rückwirkend desavouiert. Dieser Blickwinkel schärft das Gespür für Widersprüche zwischen theoretischem Denken und politischer Praxis, die Hanisch in der Person Bauers sehr konzise herausarbeitet. Er verhindert aber ein tieferes Verständnis für die politischen und sozialen Gründe, die zu Bauers Sozialismus führten und zu seiner Popularität beitrugen. Das Bemühen um soziale Gerechtigkeit etwa wird bei Hanisch allenfalls angedeutet.

Der zweite Erzählstrang betrifft Bauers „deutsche Sehnsucht“ (S. 45, 380). Wie aus vielen seiner Schriften deutlich wird, war Bauer von der Überlegenheit der deutschen Kultur überzeugt. Wie viele andere Politiker unterstützte er im Jahr 1919 deshalb den Anschluss an Deutschland als – nach einer Donauföderation, die er politisch für unwahrscheinlich hielt – zweitbeste Möglichkeit einer räumlichen Neuordnung für Deutsch-Österreich (S. 160). Zur damaligen Zeit schienen dafür gute Gründe zu sprechen. Kleinräumigkeit wurde mit fehlender politischer Lebensfähigkeit gleichgesetzt. Die Neukonstruktion eines Nationsentwurfs nach dem Reichszerfall schien vielen auf der Grundlage deutschösterreichischer Sprach- und Kulturverwandtschaft möglich. Zudem hegten die Sozialdemokraten die Hoffnung, dass der Anschluss die Chancen auf eine proletarische Revolution erhöhen würde. Hanisch pointiert diese zeitgenössische Stimmungslage: „alle dachten in einem gesamtdeutschen Zusammenhang, alle waren für den Anschluss an Deutschland“ (S. 188). Gleichzeitig spielt er mit einer Parallelisierung von 1918 und 1938. Dass Bauer im Jahr 1918 den Anschluss in einer Rede selbst an ein „reaktionäres“ Deutschland befürwortete, um die proletarische Revolution mit vereinten sozialistischen Kräften durchführen zu können, wird zum „Ansatz für Otto Bauers prinzipielle Zustimmung zum ‚Anschluss‘ von 1938“ skandalisiert (S. 178). Von 1938 und 1945 her

betrachtet, sei Bauers Anschlusspolitik dessen erster großer Fehler als Spitzenpolitiker gewesen (S. 160). Diese Parallelisierung irritiert – umso mehr, als Bauer den Anschlussgedanken 1933 aus dem Parteiprogramm streichen ließ (S. 289 f.). Auch ist es überzogen, die Forderung des Historikers Bauers, in den Schulen solle die deutschösterreichische Geschichte als ein Stück deutscher Geschichte erzählt werden, als Vorbereitung der Jugend für den nationalsozialistischen „Anschluss“ zu deuten (S. 209).

Bauers Judentum ist drittes durchgängiges Thema des Buches. Bauer entstammte einer assimilierten jüdischen Familie. Er blieb Mitglied der Israelitischen Kultusgemeinde, doch, so Hanisch, seine „jüdische Identität war keine religiöse. [...] Aber der Horizont zum Religiösen blieb offen“ (S. 52). Hanisch konstatiert in einer differenzierten Einleitung zum „Judesein im Zeitalter des politischen Antisemitismus“ die Vielfalt jüdischer Lebensweisen und Identitäten in der Habsburgermonarchie. Allerdings fehlen im Falle Bauers ausreichend private Quellen, um ganz deutlich werden zu lassen, wodurch sich das Jüdischsein Bauers auszeichnete. Dennoch oder vielleicht gerade deshalb stellt ihn Hanisch als „Prototyp des jüdischen marxistischen Intellektuellen“ (S. 137) dar. Hanisch zieht auf einleuchtende Weise Verbindungslinien zwischen Bauers „religiöser Offenheit“ und seiner politischen Toleranz. Anders als viele seiner sozialdemokratischen Mitstreiter lehnte Bauer Antiklerikalismus und antireligiöse Propaganda dezidiert ab. In einer Programmschrift von 1927 bemühte sich Bauer gegen parteiinterne Widerstände, auch das katholische Bauerntum für die Sozialdemokratie zu gewinnen (S. 225). Gegenüber diesen Einsichten fallen allerdings jene Passagen von Hanisch ab, in denen er recht pauschal auf die personellen Überschneidungen von Marxismus, Sozialdemokratie und „Intellektuellen jüdischer Herkunft“ zurückkommt (S. 69, 150 f., 206, 230). Die Bedeutung für die Biografie Bauers oder für das Verständnis der Sozialdemokratie bleibt offen. Was ist das Spezifische eines jüdischen Marxisten?

Am Ende der Lektüre steht zumindest teilweise die Dekonstruktion einer Faszination. Der große historische Protagonist Otto Bauer hat sich nicht immer als „heldenhaft“ erwiesen (S. 305). Sein sozialdemokratisches Gedankengebäude von internationaler Reichweite erscheint dem Biografen nach dem Zusammenbruch des Staatssozialismus als nahezu wertlos, Bauers Deutschnationalismus aus der Perspektive von 1938 und 1945 jedenfalls als skandalös. Die ursprüngliche Faszination tritt dem Leser nur da ungetrübt vor Augen, wo Hanisch die gesellschaftshistorischen Monografien Bauers vorstellt und deren Anschlussfähigkeit, wenn nicht Vorreiterrolle, für heutige geschichtswissenschaftliche Strömungen deutlich macht. So entsteht von Otto Bauer ein stark wertendes, facettenreiches und profundes Portrait, das dessen historische Bedeutung für die österreichische Politik würdigt, und mit ihm zugleich in einem imaginierten Dialog zwischen Biografen und Protagonisten verschiedentlich hadert. Die eingangs beschriebene Faszination für die Person Bauers trübt sich damit ein. Das eloquent und pointiert verfasste Buch bleibt dennoch eine faszinierende Lektüre.

Hollý, Karol: Ženská emancipácia. Diskurz slovenského národného hnutia na prelome 19. a 20. storočia [Die Frauenemanzipation. Der Diskurs der slowakischen Nationalbewegung an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhunderts].

Prodama, Historický ústav SAV, Bratislava 2011, 178 S., ISBN 978-80-89396-16-0.

Die slowakische Geschichtsschreibung zum 19. und frühen 20. Jahrhundert, die in den beiden Jahrzehnten nach 1989 politik- und wirtschaftsgeschichtliche Herangehensweisen bevorzugt hat, wendet sich seit einigen Jahren verstärkt neueren methodologischen und theoretischen Ansätzen zu und lässt damit das nationalhistorische Narrativ hinter sich. Innovative Forschungen finden sich häufig in sogenannten kollektiven Monografien und Sammelbänden. Ein Feld, auf dem eine erfolgreiche thematische und methodologisch-theoretische Neuorientierung in der slowakischen Geschichtswissenschaft stattfindet, ist die Gender- beziehungsweise die Frauengeschichte.

Diese Tatsache ist weniger erstaunlich, als man auf den ersten Blick vielleicht meinen möchte: Schließlich hat die slowakische geschichtswissenschaftliche Produktion gerade von Arbeiten sozial- und kulturgeschichtlich orientierter Historikerinnen wie Elena Mannová oder Gabriela Dudeková sehr profitiert. Beide Autorinnen haben u.a. zentrale Texte zu dem 2011 erschienenen Band „Auf dem Weg zur modernen Frau. Kapitel aus der Geschichte der Geschlechterbeziehungen in der Slowakei“ beigesteuert.¹ In diesem Kontext zu verorten ist auch die Monografie des jungen slowakischen Historikers Karol Hollý „Die Frauenemanzipation. Der Diskurs der slowakischen Nationalbewegung an der Schwelle des 19. zum 20. Jahrhunderts“, die im selben Jahr erschienen ist. Die Grundlage für Hollýs Buch bilden seine zum größten Teil bereits veröffentlichten Studien,² in denen er sich mit der Problematik der Frauenemanzipation im Rahmen der slowakischen Nationalbewegung um 1900 beschäftigt (S. 11, Anm. 20). Diese wurden in der vorliegenden Publikation um die Einleitung, das erste Kapitel, das die slowakischen Diskussionen über die Frauenbildung seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts behandelt, sowie um einen Anhang mit ausgewählten schriftlichen Quellen und einigen Abbildungen ergänzt.

Hollýs Fragestellung unterscheidet sich insofern von denjenigen Mannovás und Dudekovás, die für den Band „Auf dem Weg zur modernen Frau“ Unterkapitel über das Frauenvereinswesen beziehungsweise über die Frauenbewegung in Österreich-Ungarn verfasst haben, als er sich primär auf die Diskussionen über die „Frauenfrage“ innerhalb der vom ungarischen Establishment gezielt marginalisierten slowakischen Nationalbewegung konzentriert. Der einzige transnationale Kontext, den er

¹ Vgl. *Dudeková, Gabriela* u.a.: *Na ceste k modernej žene. Kapitoly z dejín rodových vzťahov na Slovensku [Auf dem Weg zur modernen Frau. Kapitel aus der Geschichte der Geschlechterbeziehungen in der Slowakei]*. Bratislava 2011. Siehe die Besprechung Květa Jechovás. In: *Bohemia* 52 (2012) H. 2, 428-434.

² Für den obengenannten Band „*Na ceste k modernej žene*“ hat er einen Beitrag über die Ärztin Mária Bellová verfasst, die erste Frau mit Universitätsabschluss, die sich bewusst als Slowakin verstand.

in seine Analyse einbezieht, sind die tschechisch-slowakischen Beziehungen, genauer die Auseinandersetzungen zwischen den Verfechtern eines genuin slowakischen Nationalismus und des um 1900 wieder auflebenden „Tschechoslowakismus“, dessen Befürworter das „slowakische Volk“ als Bestandteil der „tschechischen Nation“ auffassten. Dieser Fokus wird vor allem durch die Quellenlage gerechtfertigt: Da die ersten Slowakinnen, denen eine wie auch immer bescheidene, im Wesentlichen auf die Bildungsforderungen reduzierte Frauenemanzipation vorschwebte, bei den führenden slowakischen Nationalisten aus dem oberungarischen Turz Sankt Martin/Turócszentmárton/Turčiansky Svätý Martin kein Gehör fanden, blieben sie bei ihren Aktivitäten auf die Hilfe der tschechischen Slowakophilen angewiesen. So konnte 1896 die erste slowakische Frauenzeitschrift „Dennica“ (Der Morgenstern) ins Leben gerufen werden, die bis 1914 erschien (S. 32-54). Aufgrund einer akribischen Auswertung insbesondere des Briefwechsels zwischen den führenden Repräsentantinnen der slowakischen Frauenbewegung wie Elena Maróthy-Šoltészová und Terézia Vansová sowie basierend auf der Analyse der zeitgenössischen Publizistik kann Holly zeigen, dass die Verfechterinnen und die Verfechter der slowakischen „Frauenfrage“ auch um die Jahrhundertwende die von den slowakischen Nationalisten festgesetzten Horizonte nicht zu transzendieren vermochten: Es ging in erster Linie um die Vorbereitung der Frauen auf ihre Mutter- und Hausfrauenrolle, für die sie eine slowakischsprachige Bildung benötigten. Diese Semantik sollte durch entsprechende Praktiken umgesetzt werden: zum einen im Rahmen einer „Hausfrauenschule“, deren Gründung die slowakischen Nationalisten seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts anstrebten (das ungarische Establishment ignorierte diese Forderungen und gründete kurz vor dem Ersten Weltkrieg in Turz Sankt Martin eine ungarischsprachige Anstalt), zum anderen im Rahmen des Vereinswesens. Zwar gab es seit 1869 den slowakischen Frauenverein „Živena“ (Name einer slawischen Fruchtbarkeitsgottheit), der die in den 1870er Jahren aufgelösten Kultureinrichtungen ersetzen sollte; eine dynamische, breitere Schichten slowakischer Frauen erreichende Vereinslandschaft begann sich jedoch erst nach der Jahrhundertwende zu entwickeln. Zu jener Zeit entstanden wichtige Genossenschaften, die den blühenden Handel mit den identitätsstiftenden „slowakischen Stickereien“ aus den Händen „fremder Geschäftsleute“ (nicht selten explizit als „Juden“ verunglimpft) befreien sollten (S. 73-85).

Holly benennt als seine „wichtigste Schlussfolgerung[,] die Dominanz der nationalistischen Ideologie“ gegenüber „den Forderungen nach einer Frauenemanzipation“, denn auch die slowakischen Nationalistinnen hätten „in Bezug auf die slowakische Nationalbewegung primär ‚Dienstleitungen‘ zu übernehmen“ gehabt (S. 24 f.). Lediglich für eine publizistische Auseinandersetzung zwischen der alten und einer jungen Generation slowakischer Nationalisten kurz vor dem Ersten Weltkrieg schwächt er dieses Ergebnis ab.

Im Übrigen hätten sich, so der Verfasser, auch bei den tschechischen Slowakophilen die Geister nicht so sehr an der „Frauenfrage“, als vielmehr an den differierenden Nationsvorstellungen geschieden (S. 72). Ungeachtet dieser und anderer Beobachtungen deutet Holly in seinem Buch den semantischen Zusammenhang zwischen dem slowakischen Nationalismus – wie übrigens auch anderen ostmittel-

europäischen Nationalismen – und der „Frauenfrage“ lediglich an. Nicht zuletzt sein weitgehend deskriptiver Diskursbegriff (im Sinn von „Diskussion“) scheint ihn daran gehindert zu haben, manche latente semantische Struktur freizulegen. Es wäre sicherlich wichtig zu erfahren, inwiefern die von Hollý herangezogenen Quellen, die er minutiös miteinander in Beziehung setzen und interessant kontextualisieren kann, die „gender asymmetry of nationalist ideology“ widerspiegeln beziehungsweise transformieren, die etwa der Historiker Alexander Maxwell³ bereits für die frühen Nationalismen in Ostmittel- und Südosteuropa festgestellt hat. Die ungleiche Stellung von biologisierten Frauen und idealisierten Männern, die die nationalistische Ideologie impliziert, war die Kehrseite des ursprünglichen nationalistischen Demokratisierungsversprechens. So konnte die überlieferte, religiös legitimierte Ungleichheit der Geschlechter reaktualisiert und schließlich sozialdarwinistisch verzerrt werden. Erst diese wieder belebte Ungleichheit machte um 1900 die „Frauenfrage“ virulent. Die Berücksichtigung dieser Zusammenhänge könnte die Erforschung der slowakischen Nationalbewegung zur Zeit des „Dualismus“ auf eine neue Grundlage stellen. Eine genderorientierte Analyse der semantischen Konstruktion der nationalistischen Autostereotype, mit der eine Analyse der Stereotype der Anderen oder gar „Fremden“ einhergeht, könnte womöglich zur Erklärung semantischer Verschiebungen sowohl in Bezug auf die Auto- wie auf die Heterostereotype beitragen. Hollýs Arbeit liefert hierzu äußerst wichtige Anregungen.

³ Maxwell, Alexander: National Endogamy and Double Standards: Sexuality and Nationalism in East-Central Europe during the 19th Century. In: *Journal of Social History* 41 (2007) H. 2, 413-433, Zitat 426. In slowakischer Übersetzung: *Národná endogamia a dvojitý štandard: sexualita a nacionalizmus vo východnej a strednej Európe v 19. storočí*. In: *OS. Občianska spoločnosť* (2011) H. 1, 50-73. Maxwell baut dabei auf wichtigen theoretischen Arbeiten auf, darunter vor allem: *Yuval-Davies, Nira/Anthias, Floya: Racialized Boundaries: Race, Nation, Gender, Colour and Class and the Anti-Racist Struggle*. London, New York 1992.

Prag

Miloslav Szabó

Weger, Tobias/Gündisch, Konrad: *Kaschau, Košice. Eine kleine Stadtgeschichte*.

Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2013, 184 S., zahlr. Abb, ISBN 978-3-7917-2479-9.

„Kaschau war eine europäische Stadt“ lautet der Titel der bisher einzigen populären deutschsprachigen Veröffentlichung über die slowakische Stadt Košice (ungarisch Kassa, deutsch Kaschau),¹ die bis 1918 zum Königreich Ungarn und damit zur Habsburgermonarchie gehörte. Mit diesem Zitat, das auf den 1900 in Kaschau geborenen Schriftsteller Sándor Márai zurückgeht,² wollte der Autor dieses Bild- und Geschichtenbandes die Stadt ins Gedächtnis der Öffentlichkeit zurückholen. Denn Kaschau, die „Europäische Kulturhauptstadt 2013“, wurde bei den vielen Forschun-

¹ Okroy, Michael: *Kaschau war eine europäische Stadt. Ein Lese- und Reisebuch zur jüdischen Kultur und Geschichte in Košice und Prešov*. Wuppertal 2005.

² Márai, Sándor: *Bekenntnisse eines Bürgers*. Roman. München 2000.

gen zu ostmitteleuropäischen urbanen Zentren der letzten Jahre zumeist übersehen. Einen Beitrag dazu, diese Lücke zu füllen, liefern nun die beiden in Oldenburg am Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa arbeitenden Historiker Tobias Weger und Konrad Gündisch. Das Buch ist in der Reihe „Kleine Stadtgeschichten“ im Verlag Friedrich Pustet in Regensburg erschienen, also nicht mit dem Anspruch verbunden, eine erschöpfende Darstellung zu liefern. Vielmehr soll ein breiteres Publikum angesprochen werden. Doch gibt das schmale Bändchen Wissenschaftlern wie Laien einen konzisen Überblick an die Hand, der zur weiteren Beschäftigung mit dieser Stadt anregen kann.

Nach einer kurzen Einführung, die die multiethnische und vielsprachige Vergangenheit der Stadt anhand ihrer zahlreichen Benennungen illustriert, werden die Phasen der Stadtgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart vorgestellt. Einem Abriss der mittelalterlichen Geschichte der Stadt, die 1230 als „villa Cassa“ erstmals erwähnt wurde und die 1369 ein eigenes königliches Stadtsiegel und -wappen verliehen bekam, folgen die Schilderungen der Hochzeiten in der frühen Neuzeit und der Aufklärung, des Bedeutungsverlusts im 19. Jahrhundert, der Eingliederung in die Tschechoslowakische Republik, der wiederholten Grenzrevisionen und wechselnden Zugehörigkeiten in der Zwischenkriegszeit, der Jahre der kommunistischen Herrschaft und schließlich der ersten zwanzig Jahre in der unabhängigen Slowakei.

Dabei beschränken sich Weger und Gündisch nicht darauf, die ereignisgeschichtlichen Abläufe abzarbeiten, sondern geben immer wieder Einblicke in politische und wirtschaftliche, kunst- und bauhistorische, bildungs- und kulturhistorische sowie konfessionelle Entwicklungen. Außerdem vergessen sie nicht, Kaschau zumindest grob in regionale und europäische Entwicklungslinien einzuordnen, was die Bedeutung unterstreicht, die der Stadt zumindest bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zukam. Auch wenn diese verloren ging und Kaschau fortan nur noch ein regionales Zentrum war, blieb die sprachliche, konfessionelle und kulturelle Vielfalt erhalten, wofür die Autoren viele Beispiele liefern.

Wer einen ersten, aber keineswegs oberflächlichen Blick auf die Geschichte Kaschaus werfen möchte, ist mit dem Buch gut beraten. Einzig das Literaturverzeichnis, das zwar sämtliche bisher zur Geschichte Kaschaus erschienenen deutschsprachigen Quellen, Monografien und Aufsätze sowie einen slowakischsprachigen Sammelband aufführt, ist ein wenig kurz geraten. Indessen erweist sich das Orts- und Personenregister als sehr nützlich. Auch ändert die Kritik nichts an der nachdrücklichen Lektüreempfehlung. Vielleicht wird das Buch den einen oder anderen animieren, selbst nach Kaschau zu reisen, um die Geschichte, Vielfalt und Schönheit vor Ort kennen zu lernen.